

Cirkusblut

Roman von
Heinrich Lee.

(Schluß.)

Deshalb sah Bruno nach der Thür. Wieder öffnete sie sich und diesmal ging ein Leuchten über Brunos Antlitz.

Eine zierliche, hübsche junge Dame war heringetreten. Schon von der Thür aus nickte sie dem Kranken vertraut und ärtlich zu. In der Hand hielt sie, dem Wintertag zum Trost, einen frischen Matiglöckchenstrauß. An Blumen hatten Brunos Freunde nicht gedacht, sie waren mit Keckern gekommen — mit Portwein, Cognat, Obst, einem kleinen Fischen Caviar und einigen hübschen Sardinen in Öl, auserlesene Dinge, die einem Retonvolentescenten keinen Schaden bringen konnten.

An jenem Mittwoch und Sonnabend fand sich Dorchchen an Brunos Bett ein. Ihre Mutter war im Anfang durchsichtig nicht damit einverstanden gewesen. Aber diesmal setzte Dorchchen ihren Kopf auf. Zum erstenmal kam es zwischen ihr und Mutter zu einer großen Scene, zu Konflikten. Jamohl, es hatte sich in Dorchchen eine bedeutende, eine verblüffende, eine beinahe ungläubigste Veränderung vollzogen — seit jenem Abend, seit dem Augenblick, als sie hörte, daß es Bruno war, der verunglückt und in die Garderobe wie ein Leber getragen worden war. Als sei ein solches Ereignis erst dazu notwendig gewesen, so war plötzlich eine heftige Flamme aus ihrem Herzen hervorgebrochen, wie aus einem Pulverfaß, in das der zündende Funke nun geflogen war. Tage, wie die ersten, die auf diesen Abend folgten, hatte Mama Schaffer an Dorchchen noch nicht erlebt. Meistens meinte Dorchchen und nicht eher kam sie zur Ruhe, als bis die ersten tröstlichen Nachrichten aus dem Krankenhause anlangten. Dann war sie abermals wie umgewandelt. Hatte sie erst einen großen Schmerz gelitten, so war jetzt eine große Freude über sie gekommen, vor allem aber, daß Bruno nun Besuche empfangen durfte, die schreckliche Ungeduld, zu ihm zu eilen. Mitleidens Besichtigung war nicht notwendig — die Kollegen nahmen sie mit. Daß sie unter solchen Umständen von ihnen als Brunos, wenn auch noch nicht offiziell erklärte, so doch heimliche Braut angesehen wurde, das konnte niemand hindern. Bestellen ihm die einen, so blieb sie ein Weibchen noch allein bei ihm zurück. Dann mußten auch die Kranken und das Wartpersonal sie für ein Liebespaar ansehen — so ärtlich plauderten sie einander, so ärtlich blühten sie sich in die Augen. Der ganze Saal, Kranke und Gesunde, hatte an dem Mädchen seine Freude. Es war nicht anders, als wartete schon immer alles auf Dorchchens Erscheinen. Nur Mama Schaffer selbst hatte keine Freude an dem allen. Dorchchen hatte ihr inzwischen mit Bestimmtheit erklärt, daß sie und Bruno sich liebten und daß sie einander heirathen wollten. Abermals war es zwischen ihr und Dorchchen zu einer großen Scene gekommen. Dorchchen eine simple Mütterchen — sollte dies das Ende ihres Traumes, ihres großen Lebensplanes sein? Immer erbitterter wurden die Scenen zwischen ihr und ihrem Kinde und Dorchchen verzog wieder zahlreiche Thränen. Von Bruno konnte sie nicht lassen, aber auch nicht von Mama und Frau Schaffer hatte sie feierlich erklärt, falls sie nur einen Kunstfehler zum Schwiegersohn bekommen würde — Gotilob, vorläufig war Dorchchen noch nicht heirathungsbüchtig, bis dahin hatte sie die mütterliche Gewalt über sie und so lange mußte Dorchchen, ehe sie ihrer Mutter das Herz zerreißen konnte, ohnehin noch warten — dann wollte sie von ihrem Kinde nichts mehr wissen und wieder Wälsche plätten. Was also sollte Dorchchen thun? Nur wenn der Mittwoch und Sonnabend-Nachmittag kam, nur wenn sie an Brunos Bett wieder sah, war alles Leid für sie vergessen. Dann war es ihr, als gäbe es keine andern Dinge in der Welt, als lebten nur sie beide darin und alles andere ginge sie nichts mehr an. Bruno mußte von ihr, wie es mit ihrer Mutter stand und welche harte Kämpfe Dorchchen mit sich selber zu bestehen hatte. Aber wenn Dorchchen davon zu reden anfing, wurde sie stumm. Dann schwieg auch sie. Rein — sie wollten sich die kurze Stunde nicht verbittern.

Dorchchen war heute allein gekommen. Sie hatte eine notwendige Probe gemacht. Die Freunde hatten es Bruno gesagt und so hatten seine Augen wandend an der Thür gehangen.

Wie der Engel der Genesung, der durch den Saal ging, sah Dorchchen heute aus. Die Kälte hatte ihre Wangen mit einer frischen Röthe gefärbt und der Winterhimmel, der zu dem hohen Fenster, an welchem Brunos Bett stand, hereinblitzte, strahlte nicht lichter und blauer, als ihre Augen.

„Ich habe dir noch etwas zu sagen, Dorchchen,“ sprach Bruno endlich — „ich bin nur noch ein Invalid, mit der Kunst ist es für mich aus, für immer.“

Verständnißlos sah Dorchchen ihn an. Er erklärte ihm nun, was der Arzt gesagt hatte. Dorchchen war wie vernichtet. „Dann arbeite ich auch nicht mehr,“ sagte sie leise. Dorchchen meinte, daß auch sie ihren Beruf, wenn ihn Bruno nicht mehr mit ihr theilen konnte, an den Nagel hängen wollte. Die Thränen standen ihr in den Augen. „Was soll denn mit dir werden?“ fragte sie.

Bruno sah nach ihrer Hand. Er konnte noch lächeln. „Dein Mann, Dorchchen,“ erwiderte er. „Nun ist erst recht Alles aus. Nun wird dich Mama schon gar nicht haben wollen,“ sagte Dorchchen. „Wenn ich aber reich bin, Millionär?“ Ein richtiger Freiherren bin ich doch schon ohnehin. Mehr als dies beides wünscht sich doch keine Mutter von ihrem Manne nicht.“

Jetzt verstand Dorchchen erst recht nicht, was Bruno meinte. Vielleicht liebte er wieder. „Hör zu!“ sagte er. Dabei zog er unter seinem Kopftuch einige Schriftstücke hervor und nun fing er an, Dorchchen etwas zu erzählen. Wie ein Mädchen klang es. Und doch war es wahr. Alles hand auf dem Papier. „Wird deine Mutter mich nun wollen?“ fragte Bruno.

Aber der Glanz des Glücks, der über Dorchchens Antlitz sich gebreitet hatte, war verschwunden. Fast traurig sah sie jetzt aus und mit einem Tone, der etwas bitteres, ja hartes hatte, fragte sie: „Wärst du also gesund geblieben, dann wär dir das nicht eingefallen? Die Arbeit — Dorchchen verstand unter diesem Ausdruck das Metier — „hast du mehr geliebt als mich?“

„Nein, Dorchchen,“ sagte Bruno einfach — „ich kann nichts lieber haben als dich. Nur habe ich gehofft, daß es auch so, wie es war, mit uns zu einem guten Ende kommen würde. Mit dir zusammen unferer Arbeit leben, das war mein schönster Traum. Habe ich manchmal an unsern Glück auch verzweifelt, so war doch immer wieder in mir eine Stimme, daß uns nichts von einander reißen kann. Ich brauchte keinen Reichtum. Mir war es nichts weiter als eine Last gewesen. Nun ist er mir ein Helfer in der Noth. Nun seh ich auch, was mir die Zukunft zum Ertrag für das, was sie mir nimmt, beschert. Dich und eine Heimath. Nun werden wir wieder eine haben, Dorchchen, eine Heimath wie in der Kindheit, eine zusammen. Willst du?“

Sie sprach so leise miteinander, daß sie niemand im Saale, auch nicht die Kranken in den Nachbarbetten verstehen konnten.

Er reichte ihr wieder seine Hand, die sie vorhin beleidigt von sich gewiesen hatte.

Nun legte sie wieder die ihre hinein. In ihren Augen standen noch die Thränen.

„Ja,“ sagte sie. —

Als Dorchchen eine Stunde später nach Hause kam, fiel sie ihrer Mutter um den Hals. Eine solche Lieblingung hatte Frau Schaffer, namentlich in den letzten Wochen, noch nie von Dorchchen erlebt. Endlich erfuhr sie, was geschehen war, alles Wort für Wort.

Es war sehr merkwürdig. Wenn jemand etwa denkt, daß Frau Schaffer nunmehr in ein großes Entzücken über Dorchchens Botschaft gerathen wäre, so befindet er sich in einem beträchtlichen Irrthum. Es war genau so, als hätte Frau Schaffer schließlich eine andere Lösung des Problems, das ihren Lebensweg gebildet hatte, gar nicht erwartet. Es mußte so kommen. Daß Bruno's Schicksal auch für ihn selber eine so günstige Wendung genommen hatte, das hatte er nur dem Eigensinne Dorchchens zu verdanken, die sich absolut vorgenommen hatte, ihn zum Manne zu nehmen. Unter solchen Umständen konnte es nicht anders sein, als daß eine mächtige Fee sich seiner annahm und ihm nun ein paar Rittergüter schenkte, um ihn Dorchchen ebenbürtig zu machen. Frau Schaffer's Rechenexempel war eben, das lehrte nun das Resultat — und sie hatte nie daran gegeweltelt — nur richtig gewesen.

„Du bist nun Baronin,“ sagte Frau Schaffer ruhig und sie sagte es dabei mit einer so vornehmen Würde, als ob sie selber zu einem solchen, nothwendig Schwindel erregenden Gipfel-puncte der Menschheit emporgestiegen wäre — „es wird gut sein, wenn wir sofort die Verlobungsarten machen lassen. Eine Heirath löst den Contract. Damit es die Leute, denen man sich noch verpflichtet hat, auf der Stelle wissen.“

Wierzehn Tage später wurde Bruno aus dem Krankenhause entlassen. Dorchchen ließ es sich nicht nehmen, in einem Wagen ihn mit ihrer Mutter abzuholen. Es war wieder das prächtige Wetter, in die frische Winterluft mischte sich schon ein Hauch des Frühlings und weil es noch früher Nach-

mittag war und um Bruno, der am Stad schon täglich eine Stunde im Hospitalgarten herumspaziert war, an die Luft nun zu gewöhnen, fuhr man nach dem Thiergarten hinaus. Dorchchen bestand darauf, daß er mit Mama Schaffer einnahm. Mama Schaffer benahm sich gegen ihren Schwiegersohn sehr würdevoll und etteltehaft, so wie sie es in den Büchern von vornehmen Leuten oft gelesen hatte. Sie nannte ihn, ohne aber ihrer eigenen Würde dabei etwas zu vergeben oder sich gar auf einen untergeordneten Standpunkt gegen ihn zu stellen, beständig: „Herr Baron.“

„Wollen Sie nicht Bruno zu mir sagen, liebe Mama?“ fragte Bruno lächelnd und auch Dorchchen plauderte dafür.

„Vorläufig nicht,“ erwiderte Frau Schaffer.

Im Thiergarten an einer schönen einsamen Stelle mußte der Wagen halten und sie stiegen aus.

Dorchchen reichte dem Geliebten den Arm. Das Gehen wurde Bruno noch schwerer und er mußte sich tüchtig auf Dorchchen stützen. Dabei hatte Dorchchen einen fast sündigen Gedanken. Wenn es doch so bliebe! dachte sie. Daß er sich immer auf sie stützen mußte, ihr ganzes Leben lang. Mama ging neben ihnen her. Ihr Gesicht sah dabei aus wie das Gesicht einer Dame, die es eigentlich nicht nöthig hatte, zu Fuß zu gehen, sondern der soliel Equipagen zu Gebote standen, als sie beschleunigen wollte.

Die Bewegung und die frische Luft hatte sein blaßes einfallenes Gesicht schon mit einem Schimmer der Gesundheit überzogen.

„Alles umher war vom Schnee bedeckt. Die Bäume standen kahle und schweigend, nur an den Eichen hing noch braunes verborttes Laub.“

„Du bist müde,“ sprach Dorchchen — „komm zum Wagen zurück!“

„Sag mir erst eins noch, Dorchchen,“ entgegnete er — „hast du dir klar gemacht, was du so meinetwegen aufgibst? Wirst du es niemals bereuen?“

„Nein, Bruno, nie! Und wärst du arm, wärst du gerina, du wärst doch mein einziges Glück!“

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals. Die eine Hand gebrauchte er, um sich auf seinen Stock zu stützen, mit der andern aber zog er die Geliebte an sich. Er beugte seinen Kopf zu ihr und küßte sie auf die Stirn.

Mama setzte bei diesem Anblick eine strenge degoutirte Miene auf. Für Vieberleute dachte sie — mochte eine solche Scene gut sein, für Leute ihres Ranges nicht.

Endlich lehrte man zum Wagen zurück. In wenigen Tagen war Dorchchens Contract im Circus Rapp zu Ende. Bis dahin hatte sie an jedem Abend noch aufzutreten.

„Wirst du in die Vorstellung heute kommen?“ fragte Dorchchen als man wieder im Wagen saß.

„Nein,“ sagte Bruno fest und ohne Zögern, als spreche er einen Entschluß aus, über den er im Stillen schon längst nachgedacht und mit sich einig geworden war.

Ein Schatten zog über sein Gesicht und Dorchchen verstand ihn und schwieg.

Mama Schaffer aber dachte, in die Postler zurückgelehnt, jetzt über Dorchchens Hochzeit nach, die schon in sechs Wochen gefeiert werden sollte. Schade war es, daß ihr Schwiegersohn keine weitere Verwandtschaft hatte, die dieses Fest hätten verzieren können. Von Adel würde nur Herr von Prevor und seine Braut dabei erscheinen, im übrigen, weil Bruno darauf bestand, würde man sich dabei auch Herrn Rapp und noch einige andere von seinen Collegien gefallen lassen müssen.

An dem Tage, der ihn mit Dorchchen verband, wollte Bruno von seinem alten Leben und den alten Genossen Abschied nehmen. Nur sein Kutscher Fritz und seine Pserde sollten ihm in das neue Leben, auf den Barnstorff'schen Stommesberg, hinüber folgen. So hatte es Bruno ausgeprochen.

Seit Brunos und Dorchchens Hochzeit war ein halbes Jahr vergangen. Der Spätsommer war da und das junge Ehepaar kam von einer herrlichen Reise zurück. In ihrer Gesellschaft befand sich auch Mama. Dorchchen sendete hatte der Sommer, der so schön und fruchtbar gewesen war wie seit vielen Jahren nicht, bevor sie der Herbst und Winter wieder in die dümpelsten Stuben trieb, in seinen armen Wäldern, in seinen blühenden Gärten, in der Luft der Berge und am Strande der See Erfrischung, Erquickung und neuen Muth zum Leben gebracht. Millionen aber, die in kümmerlichem Erwerb ihre Hände nicht rasten lassen durften, hielt er in den schwillen düstigen Straßen der Stadt, in dunkeln Hofmauern, in den engen Häusern zurück. Sie ließ er nicht hinaus in seine Wälder, auf seine blauen Berge, höchstens ab und zu am Sonntag Nachmittag und dann hatte er nicht einmal zu ihrem Empfang eine schönste Festkleid an. Sein grüner Tonpapierpapier mit schmutzigen Butterfleckungen bedeckt, in den Gärten war ein häßliches lärmvolles Gebränge, die vollgepöppelten Eisenbahnen, Dampfbusse, Pferdebahnen und Dampfschiffe jagten ungemüthlich hin und her und auf den Wegen, die sich am Rieselwerk entlang zogen, wirbelten dicke graue Staubwolken. Das war der rechte Sommer nicht.

An einem rechten schönen Sommertage aber war es, als unsere kleine Gesellschaft in einer gewissen großen Stadt, die sie auf ihrer Rückreise berührte, Halt zu machen beschloß. Dor-

chen und Bruno wollten die Straße und das Haus noch einmal sehen, wo sie sich als Kinder einst getannt hatten. Mama hatte erst Einwendungen gemacht. Sie fühlte kein Bedürfnis nach dieser Stadt, diesem Hause und wie sie jetzt aussah, so — nicht nur wie die Mutter einer weltlichen Baronin, sondern wie eine lebenslustige Fürstin, oder Herzogin selbst — so war es in der That begründet, daß eine so hochgestellte Dame keine Sehnsucht nach einer solchen Stadtgegend empfinden konnte. Endlich aber blühte ihr nichts anderes übrig, ob Bruno und Dorchchen hätten sie im Wartesaal allein gelassen. Da lag noch die alte, lange Straße und das große graue Haus.

Der Wagen machte Halt. Wer die feinen Herrschaften jetzt aussteigen sah, blieb verwundert stehen und hier und dort beugte sich durch ein Fenster ein Kopf.

Die Hausthür stand offen. Der asphaltirte dunke Hof sah noch so aus wie vor zwölf Jahren. Vor den Kücheneckern oben blühten die Blumenbeete mit blühendem Epheu, Winden und Fuchsin.

Dorchchen hatte Brunos Hand gefaßt, so standen sie wortlos da, auch Frau Schaffer sagte nichts. Der Haushälter trat auf sie zu, es war nicht mehr der alte, und fragte, die Mühe in der Hand, was die Herrschaften wünschten.

„Wohnt Frau Freirote noch hier?“ fragte Dorchchen ganz plötzlich. „Dort im dritten Stock links“, erwiderte der Mann nach dem Eingang zeigend.

„Ob sie jetzt zu Hause ist?“

„Fortgehen thut sie bloß am Sonnabend Nachmittag.“

„Komm!“ sagte Dorchchen zu Bruno. Auch Frau Schaffer folgte hinterdrein.

Es war gerade Frau Freirotens schlimme Zeit. Die Mühseligkeit, wenn sie Muttermüde nähte, so hatte sie jedes Stück immer wieder umzunähen und zu ändern. Auch waren die Aufträge dann nur gering und Frau Freirote hatte dann leider Mühe genug, sich auch um ihre sonstige häusliche Wirtschaft zu kümmern. Als sie auf das Klingeln jetzt die Thür aufmachte und die feinen Herrschaften vor sich sah, rührte sie fürs erste fast der Schloß, denn weil sie ihr Kleid zu Hause schon wollte, stand sie im Unterraum da.

„Guten Tag, Frau Freirote,“ sagte Dorchchen freundlich.

Frau Freirote sah aus wie ein altes, verwittertes, zum Abbruch reifes Haus und es war merkwürdig genau, daß Dorchchen sie sofort erkannt hatte.

„Freirote, wie stehen Sie denn da?“ fiel nun auch Frau Schaffer und zwar vormuthslos, nämlich in Bezug auf den Unterraum, in welchem sich Frau Freirote vor ihrem Schwiegersohn sehen ließ, ein.

„Das ist Dorchchen, meine Frau, und das ist ihre Mutter, liebe Frau Freirote, sprach Bruno — und ich, mein Sie sich meiner noch erinnern, ich bin Bruno, der Sohn des Hauptmanns von Barnstorff, der einst in diesem Hause amohnt hat.“

„Das Beste ist schon,“ sagte Dorchchen wieder sehr eifrig — „wir nehmen Sie gleich mit. So hat es Ihnen Mama einstmal versprochen. Sie kommen mit auf unser Schloß. Wir haben dort genau zu nähen und zu ändern. Sie ziehen sich Ihre besten Kleid an. Ihr Gerümpel lassen Sie hier und damit basta. Wir reisen mit dem nächsten Zug.“

„Freirote, die Baronin, meine Tochter, hat Recht“, bemerkte Frau Schaffer — ich habe es Ihnen schon versprochen, mein Wort halte ich.“

„Auch ich, Frau Freirote, möchte Sie darum bitten!“ fügte Bruno artig hinzu.

Und so sollte auch Frau Freirote auf ihre alten Tage noch erfahren, was der Sommer ist.

Aber fast noch schöner als der Sommer wurde auf Schloß Barnstorff der Sommer wurde auf Schloß Barnstorff der Herbst. Wenn die Sonne unterlief, ging Bruno mit Dorchchen, Arm in Arm, durch die Felder. Dann dachten sie noch oft an die Vergangenheit und sie lag hinter ihnen in der weiten, friedebollen Stille, in die von fern die Abendklänge klangen, wie ein Traum.

Kaiser Wilhelm II als Commodore des Nachtclubs.

Die vielen Fremden, welche zur Zeit der Kieler Woche in der deutschen Marinestadt an der Ostsee zusammenströmen, um an den Wettkämpfen der See-

sporsporttheil zu nehmen, bringt ein Begleitdampfer der Neuen Dampfercompagnie von Kiel zum ersten Start. Da ereignet sich gewöhnlich folgende Episode: Eine schlanke Kutterbergig, wie man sie zur Zeit der Kieler

Woche zu Dungen auf den Kriegslafen antrifft, passiert den Dampfer. Ein einzelner Sportmann sitzt an Steuer; der Fremde betrachtet das kleine Fahrzeug mit gleichgültigem Interesse. Schon passiert das Boot längs des Dampfers; da erschallt von der Commandobrücke der Ruf: „Seine Majestät der Kaiser burrah, burrah, burrah!“ Jeder drängt sich an die Reling, und sieht wie der einfache Sportmann im Gig seine Mühe kauft. Nur weiß jeder Bescheid. Der Mann, der da seine Gig steuert, ohne jegliche Begleitung, ist der Commodore des Kaiserlichen Nachtclubs. Kaiser Wilhelm II der Zweite. Der Kaiser unterscheidet sich, wie unser Bild zeigt, welches eine Wiedergabe des Gemäldes von Margarete Frey ist, durch nichts von jedem anderen Sportmann. Sein Anzug besteht aus einem blauen zugedöppelten Jacket und bequemen Beinleider. Ist das Meer wind, so legt der Kaiser einen gelben Urdock an und verläßt die Mühe mit einem Südwestler.

Eine „echte“ Caroline.

Den Namen Carl verdanken wir der Latinisirung des althochdeutschen Charal (Mann), seine sozialere bessere Hälfte ist die Caroline. Obgleich ein Königinnen und Landgräfinnen mit Stolz diesen Namen trugen, so ist er jetzt im Schwimmen begriffen. Als Parität findet man ihn nur noch hier und da in der Metropole der Thierliena, wo seine Trägerin ein auf die Fürsorge von Kochtöpfen und zweierlei Tuch gerichtete Da sein fährt. Doch der Name ist neuerdings wieder in den

Aus dem Eurotop Baden bei Wien berichtet die Wiener Montagsrevue: Unsere kleine Curstadt beschloß in diesem Frühjahr eines ihrer Bäder, das „Josefsbad“, zu reinigen und zu vergrößern, was gewiß sehr löblich war. Was soll man aber mit der Quelle thun, die bei solchen Arbeiten recht störend ist? Ganz einfach, man vermauert sie mit Cement. So geschah es auch und die Reinigung und Vergrößerung wurden vollendet. Jetzt sollte die Quelle wieder erschlossen werden. Was hatte aber diese in ihrem Jorn über die cementene Fessel gekhan? Ganz einfach, sie hatte sich verlaufen und war trotz eifrigem Suchens nicht mehr aufzufinden. Die Badener waren in Veraweisung und ließen sich Geologen aus Wien kommen. Nach langen Bohrungen wird tief bunten der Flüssling wieder gefunden. Jetzt muß die Quelle, die früher ganz ohne Speise ihre Wasser spendete, mit großen fossipieligen Maschinen in das Bassin gehoben werden. Das kommt davon, wenn man einer Quelle mit Cement den Mund verstopft.

Folgende Version des Motivs von Hero und Leander ist eine der beliebtesten Volksforschichten im Reichsbad, speziell Labore (Andien): In einem Dorfe, Namens Rahala, lebte ein Töpfer, der eine schöne Tochter hatte, die Soni hieß; Jazad Beg, ein reich junger Kaufmann, erblickte sie einm, als er sich gerade die Waaren des Töpfers besah, und hielt bei ihm um die schöne Soni an, doch der Vater wies ihn ab. Da nahm er all sein Gut zusammen, verkaufte es und legte die Tracht eines armen Fischers an, worauf er jeden Tag die Familie des Töpfers mit Fischchen vertrieb. Seine Wohnung aber befand sich auf dem andern Ufer des Stroms, über den er jedesmal in einem großen irdenen Krug setzte. Einmal fing er, jedoch nichts, und, verzweifelt hierüber, schnitt er sich ein Stück Fleisch aus seinem eigenen Körper, brütete es und überbrachte es seiner geliebten Soni. Diese merkte den andersartigen Geschmad und tadelte Jazad Beg, daß er ihr einen schlechten Fisch gebracht hätte. Da gehand er ihr Alles ein, und voll Bewunderung für seine feste und treue Liebe willigte sie ein, ihm seine Besuche zu erwidern, indem sie hierzu ebenfalls einen irdenen Krug benutzte. Inzwischen hatte aber ihr Vater entdeckt, wer der arme Fischer war, und ihm Stillen beschloffen, ihn aus dem Wege zu räumen. Er vertauschte zu diesem Zwecke des Nachts den irdenen Krug Jazad Begs, den dieser für gewöhnlich am Ufer stehen ließ, um ihn zur nächsten Fahrt beizugehalten, mit einem Krug aus gebranntem Thon. Zufälligweise war es aber Sonis Krug, die gerade ihrem Geliebten einen Besuch abgestattet hatte, so daß sie bei der Heimkehr mitten im Strom ertrank. Beim Untergehen erkannte sie den bösen Streich ihres Vaters und verfluchte ihn und das Dorf. Ihr Geliebter nahm sich aus Kummer das Leben, ebenso ihr Vater, als er seines Verthums gewahr wurde, und der Strom schnoll an und erfüllte Sonis Krug, indem er mit seinen Fluthen das Dorf forttrif.

Der Deutsche schmärmt wieder für Carolinen, diesmal in Gestalt jener Anfin, welche in der Sübsee erworben wurden. Wir sind heute im Stabe, unseren Lesern eine ethnographische Originalität in bildlicher Gestalt einer echten Caroline vorzuführen. Trotz gelblich-brauner Färbung und nicht gerade schöner, mitronischer Gesichtsbildung birgt die Frauengebild der Gegenstand des Neides für viele seiner weichen Schwefel sein. Es genießt nämlich als Weib Vorrechte, welche der hübsche Frauencongruß sich nicht getraute auf die Tagesordnung zu setzen. Auf den Carolinen ist die Herrschaft der Mutter oberstes Gesetz. Die Geschlechter sind völlig von einander getrennt. Es gibt Männerhäuptlinge und Frauenhäuptlinge, Männer und Frauen speisen getrennt und üben getrennt ihre religiösen Ceremonien, auch die Festtage der einen müssen den anderen unbekannt bleiben. Die Familie umfaßt die Nachkommenschaft der Frau, die nicht untereinander herathen darf, die Männer gehören zur Familie der Mutter, foboh der Stamm, dessen politisch isolirte Stellung auf den Carolinen noch besteht, durch die Frau erhalten wird.

Vermischtes.

Aus einem Dorfe bei Hoya in Hannover wird folgendes Geschichtchen erzählt: „Ein A.-B.-C.-Schule meldet sehr veranügt, daß er „morgen seinen Geburtstags“ habe und „frei“ haben wolle. Ausnahmsweise und in Berücksichtigung der besonderen Umstände wird ihm dies gewährt. Das hat einem anderen Courage gemacht. Er tritt vor: „Ja will mor'n an „Verloß“ hebben. Lehrer: „So darst Du aber nicht sagen, mein Junge, Du mußt um Erlaubniß bitten.“ Schüler: Keine Antwort. — Lehrer: „Wie sagst Du denn zu Deiner Mutter, wenn Du ein Butterbrod haben möchtest?“ Schüler: „Ja will'n Bottern hebben!“ — Lehrer: (zu einem anderen kleinen Flachsstoh): „Und Du, wie sagst Du denn zu Deiner Mutter?“ — Zweiter Schüler: „Ja segg' ot so!“ — Dritter Schüler: „Ja ot.“ — Vierter Schüler: „Ja ot.“ — Lehrer (nachdem noch viele „Ja ot“ erklingen waren): „Wer von Euch sagt denn anders zu seiner Mutter?“ — Nach kurzer Pause: des Stillschweigens meldet sich der kleine Friedrich. — Lehrer: „Seht Ihr, Kinder, der kleine Friedrich wird Euch Alle beschämen. Na, Friedrich, nun sag' mir mal, was sagst Du zu Deiner Mutter, wenn Du ein Butterbrod haben möchtest?“ — Der kleine Friedrich: „Ja segg' ot nix, id smeer mi süßen een'n up!“

45 Millionen Einwohner zählt das britische Inselreich, und diese wohnen

in etwa 7 Millionen Häusern. Im Durchschnitt kam man auf jedes hundert Haus ein Clavier und als mittleren Preis 20 Pfund Sterling annehmen, also kosten alle diese Claviere 20 Millionen Pfund, oder 100 Millionen Dollars! Im Allgemeinen aber werden die Instrumente alle zehn Jahre erneuert, es lämen also 10 Millionen Dollars auf das Jahr. Wird auf jedem Clavier nur zwei Stunden täglich gespielt, so macht das zwei Millionen Stunden pro Tag. Und diese zwei Millionen Stunden sind ganz würdig angesehen; denn ein unerbittlicher Statistiker hat ausgerechnet, daß von 10,000 Spielern immer nur einer es zu etwas bringt, so daß von einer Million Spieler nur 100 gute, hingenommen 999,900 schlechte Clavierpieler würden.

Das ist eine Eisenbahn? Die Definition dafür hat das deutsche Reichsgericht in einer Form gegeben, die an Klarheit und bündigem Ausdruck nichts zu wünschens übrig läßt. Nämlich: „Eine Eisenbahn ist ein Unternehmen, gerichtet auf wiederholte Fortbewegung von Personen oder Sachen über nicht ganz unbedeutende Raumstrecken auf metallener Grundblaze, welche durch ihre Consistenz, Construction und Größe den Transport großer Gewichtsmassen beziehungsweise die Exekution einer verhältnismäßig bedeutenden Schnellfeit der Transportbewegung benuthten Naturkräfte (Dampf, Electricität, thierischer, menschlicher Muskelkraft), bei geeigneter Bahn auch schon der eigenen Schwere der Transportgefäße und deren Ladung u. s. w.) bei dem Betriebe des Unternehmens auf derselben eine verhältnismäßig gewollte, je nach den Umständen nur in begrenzter Weise nützliche oder auch Menschenleben vernichtende und die menschliche Gesundheit verlebende Wirkung zu erzeugen fähig ist.“

Der Deutsche schmärmt wieder für Carolinen, diesmal in Gestalt jener Anfin, welche in der Sübsee erworben wurden. Wir sind heute im Stabe, unseren Lesern eine ethnographische Originalität in bildlicher Gestalt einer echten Caroline vorzuführen. Trotz gelblich-brauner Färbung und nicht gerade schöner, mitronischer Gesichtsbildung birgt die Frauengebild der Gegenstand des Neides für viele seiner weichen Schwefel sein. Es genießt nämlich als Weib Vorrechte, welche der hübsche Frauencongruß sich nicht getraute auf die Tagesordnung zu setzen. Auf den Carolinen ist die Herrschaft der Mutter oberstes Gesetz. Die Geschlechter sind völlig von einander getrennt. Es gibt Männerhäuptlinge und Frauenhäuptlinge, Männer und Frauen speisen getrennt und üben getrennt ihre religiösen Ceremonien, auch die Festtage der einen müssen den anderen unbekannt bleiben. Die Familie umfaßt die Nachkommenschaft der Frau, die nicht untereinander herathen darf, die Männer gehören zur Familie der Mutter, foboh der Stamm, dessen politisch isolirte Stellung auf den Carolinen noch besteht, durch die Frau erhalten wird.

Der Deutsche schmärmt wieder für Carolinen, diesmal in Gestalt jener Anfin, welche in der Sübsee erworben wurden. Wir sind heute im Stabe, unseren Lesern eine ethnographische Originalität in bildlicher Gestalt einer echten Caroline vorzuführen. Trotz gelblich-brauner Färbung und nicht gerade schöner, mitronischer Gesichtsbildung birgt die Frauengebild der Gegenstand des Neides für viele seiner weichen Schwefel sein. Es genießt nämlich als Weib Vorrechte, welche der hübsche Frauencongruß sich nicht getraute auf die Tagesordnung zu setzen. Auf den Carolinen ist die Herrschaft der Mutter oberstes Gesetz. Die Geschlechter sind völlig von einander getrennt. Es gibt Männerhäuptlinge und Frauenhäuptlinge, Männer und Frauen speisen getrennt und üben getrennt ihre religiösen Ceremonien, auch die Festtage der einen müssen den anderen unbekannt bleiben. Die Familie umfaßt die Nachkommenschaft der Frau, die nicht untereinander herathen darf, die Männer gehören zur Familie der Mutter, foboh der Stamm, dessen politisch isolirte Stellung auf den Carolinen noch besteht, durch die Frau erhalten wird.

Der Deutsche schmärmt wieder für Carolinen, diesmal in Gestalt jener Anfin, welche in der Sübsee erworben wurden. Wir sind heute im Stabe, unseren Lesern eine ethnographische Originalität in bildlicher Gestalt einer echten Caroline vorzuführen. Trotz gelblich-brauner Färbung und nicht gerade schöner, mitronischer Gesichtsbildung birgt die Frauengebild der Gegenstand des Neides für viele seiner weichen Schwefel sein. Es genießt nämlich als Weib Vorrechte, welche der hübsche Frauencongruß sich nicht getraute auf die Tagesordnung zu setzen. Auf den Carolinen ist die Herrschaft der Mutter oberstes Gesetz. Die Geschlechter sind völlig von einander getrennt. Es gibt Männerhäuptlinge und Frauenhäuptlinge, Männer und Frauen speisen getrennt und üben getrennt ihre religiösen Ceremonien, auch die Festtage der einen müssen den anderen unbekannt bleiben. Die Familie umfaßt die Nachkommenschaft der Frau, die nicht untereinander herathen darf, die Männer gehören zur Familie der Mutter, foboh der Stamm, dessen politisch isolirte Stellung auf den Carolinen noch besteht, durch die Frau erhalten wird.

Der Deutsche schmärmt wieder für Carolinen, diesmal in Gestalt jener Anfin, welche in der Sübsee erworben wurden. Wir sind heute im Stabe, unseren Lesern eine ethnographische Originalität in bildlicher Gestalt einer echten Caroline vorzuführen. Trotz gelblich-brauner Färbung und nicht gerade schöner, mitronischer Gesichtsbildung birgt die Frauengebild der Gegenstand des Neides für viele seiner weichen Schwefel sein. Es genießt nämlich als Weib Vorrechte, welche der hübsche Frauencongruß sich nicht getraute auf die Tagesordnung zu setzen. Auf den Carolinen ist die Herrschaft der Mutter oberstes Gesetz. Die Geschlechter sind völlig von einander getrennt. Es gibt Männerhäuptlinge und Frauenhäuptlinge, Männer und Frauen speisen getrennt und üben getrennt ihre religiösen Ceremonien, auch die Festtage der einen müssen den anderen unbekannt bleiben. Die Familie umfaßt die Nachkommenschaft der Frau, die nicht untereinander herathen darf, die Männer gehören zur Familie der Mutter, foboh der Stamm, dessen politisch isolirte Stellung auf den Carolinen noch besteht, durch die Frau erhalten wird.

Der Deutsche schmärmt wieder für Carolinen, diesmal in Gestalt jener Anfin, welche in der Sübsee erworben wurden. Wir sind heute im Stabe, unseren Lesern eine ethnographische Originalität in bildlicher Gestalt einer echten Caroline vorzuführen. Trotz gelblich-brauner Färbung und nicht gerade schöner, mitronischer Gesichtsbildung birgt die Frauengebild der Gegenstand des Neides für viele seiner weichen Schwefel sein. Es genießt nämlich als Weib Vorrechte, welche der hübsche Frauencongruß sich nicht getraute auf die Tagesordnung zu setzen. Auf den Carolinen ist die Herrschaft der Mutter oberstes Gesetz. Die Geschlechter sind völlig von einander getrennt. Es gibt Männerhäuptlinge und Frauenhäuptlinge, Männer und Frauen speisen getrennt und üben getrennt ihre religiösen Ceremonien, auch die Festtage der einen müssen den anderen unbekannt bleiben. Die Familie umfaßt die Nachkommenschaft der Frau, die nicht untereinander herathen darf, die Männer gehören zur Familie der Mutter, foboh der Stamm, dessen politisch isolirte Stellung auf den Carolinen noch besteht, durch die Frau erhalten wird.

Der Deutsche schmärmt wieder für Carolinen, diesmal in Gestalt jener Anfin, welche in der Sübsee erworben wurden. Wir sind heute im Stabe, unseren Lesern eine ethnographische Originalität in bildlicher Gestalt einer echten Caroline vorzuführen. Trotz gelblich-brauner Färbung und nicht gerade schöner, mitronischer Gesichtsbildung birgt die Frauengebild der Gegenstand des Neides für viele seiner weichen Schwefel sein. Es genießt nämlich als Weib Vorrechte, welche der hübsche Frauencongruß sich nicht getraute auf die Tagesordnung zu setzen. Auf den Carolinen ist die Herrschaft der Mutter oberstes Gesetz. Die Geschlechter sind völlig von einander getrennt. Es gibt Männerhäuptlinge und Frauenhäuptlinge, Männer und Frauen speisen getrennt und üben getrennt ihre religiösen Ceremonien, auch die Festtage der einen müssen den anderen unbekannt bleiben. Die Familie umfaßt die Nachkommenschaft der Frau, die nicht untereinander herathen darf, die Männer gehören zur Familie der Mutter, foboh der Stamm, dessen politisch isolirte Stellung auf den Carolinen noch besteht, durch die Frau erhalten wird.

Der Deutsche schmärmt wieder für Carolinen, diesmal in Gestalt jener Anfin, welche in der Sübsee erworben wurden. Wir sind heute im Stabe, unseren Lesern eine ethnographische Originalität in bildlicher Gestalt einer echten Caroline vorzuführen. Trotz gelblich-brauner Färbung und nicht gerade schöner, mitronischer Gesichtsbildung birgt die Frauengebild der Gegenstand des Neides für viele seiner weichen Schwefel sein. Es genießt nämlich als Weib Vorrechte, welche der hübsche Frauencongruß sich nicht getraute auf die Tagesordnung zu setzen. Auf den Carolinen ist die Herrschaft der Mutter oberstes Gesetz. Die Geschlechter sind völlig von einander getrennt. Es gibt Männerhäuptlinge und Frauenhäuptlinge, Männer und Frauen speisen getrennt und üben getrennt ihre religiösen Ceremonien, auch die Festtage der einen müssen den anderen unbekannt bleiben. Die Familie umfaßt die Nachkommenschaft der Frau, die nicht untereinander herathen darf, die Männer gehören zur Familie der Mutter, foboh der Stamm, dessen politisch isolirte Stellung auf den Carolinen noch besteht, durch die Frau erhalten wird.

Der Deutsche schmärmt wieder für Carolinen, diesmal in Gestalt jener Anfin, welche in der Sübsee erworben wurden. Wir sind heute im Stabe, unseren Lesern eine ethnographische Originalität in bildlicher Gestalt einer echten Caroline vorzuführen. Trotz gelblich-brauner Färbung und nicht gerade schöner, mitronischer Gesichtsbildung birgt die Frauengebild der Gegenstand des Neides für viele seiner weichen Schwefel sein. Es genießt nämlich als Weib Vorrechte, welche der hübsche Frauencongruß sich nicht getraute auf die Tagesordnung zu setzen. Auf den Carolinen ist die Herrschaft der Mutter oberstes Gesetz. Die Geschlechter sind völlig von einander getrennt. Es gibt Männerhäuptlinge und Frauenhäuptlinge, Männer und Frauen speisen getrennt und üben getrennt ihre religiösen Ceremonien, auch die Festtage der einen müssen den anderen unbekannt bleiben. Die Familie umfaßt die Nachkommenschaft der Frau, die nicht untereinander herathen darf, die Männer gehören zur Familie der Mutter, foboh der Stamm, dessen politisch isolirte Stellung auf den Carolinen noch besteht, durch die Frau erhalten wird.

Der Deutsche schmärmt wieder für Carolinen, diesmal in Gestalt jener Anfin, welche in der Sübsee erworben wurden. Wir sind heute im Stabe, unseren Lesern eine ethnographische Originalität in bildlicher Gestalt einer echten Caroline vorzuführen. Trotz gelblich-brauner Färbung und nicht gerade schöner, mitronischer Gesichtsbildung birgt die Frauengebild der Gegenstand des Neides für viele seiner weichen Schwefel sein. Es genießt nämlich als Weib Vorrechte, welche der hübsche Frauencongruß sich nicht getraute auf die Tagesordnung zu setzen. Auf den Carolinen ist die Herrschaft der Mutter oberstes Gesetz. Die Geschlechter sind völlig von einander getrennt. Es gibt Männerhäuptlinge und Frauenhäuptlinge, Männer und Frauen speisen getrennt und üben getrennt ihre religiösen Ceremonien, auch die Festtage der einen müssen den anderen unbekannt bleiben. Die Familie umfaßt die Nachkommenschaft der Frau, die nicht untereinander herathen darf, die Männer gehören zur Familie der Mutter, foboh der Stamm, dessen politisch isolirte Stellung auf den Carolinen noch besteht, durch die Frau erhalten wird.

Der Deutsche schmärmt wieder für Carolinen, diesmal in Gestalt jener Anfin, welche in der Sübsee erworben wurden. Wir sind heute im Stabe, unseren Lesern eine ethnographische Originalität in bildlicher Gestalt einer echten Caroline vorzuführen. Trotz gelblich-brauner Färbung und nicht gerade schöner, mitronischer Gesichtsbildung birgt die Frauengebild der Gegenstand des Neides für viele seiner weichen Schwefel sein. Es genießt nämlich als Weib Vorrechte, welche der hübsche Frauencongruß sich nicht getraute auf die Tagesordnung zu setzen. Auf den Carolinen ist die Herrschaft der Mutter oberstes Gesetz. Die Geschlechter sind völlig von einander getrennt. Es gibt Männerhäuptlinge und Frauenhäuptlinge, Männer und Frauen speisen getrennt und üben getrennt ihre religiösen Ceremonien, auch die Festtage der einen müssen den anderen unbekannt bleiben. Die Familie umfaßt die Nachkommenschaft der Frau, die nicht untereinander herathen darf, die Männer gehören zur Familie der Mutter, foboh der Stamm, dessen politisch isolirte Stellung auf den Carolinen noch besteht, durch die Frau erhalten wird.

Der Deutsche schmärmt wieder für Carolinen, diesmal in Gestalt jener Anfin, welche in der Sübsee erworben wurden. Wir sind heute im Stabe, unseren Lesern eine ethnographische Originalität in bildlicher Gestalt einer echten Caroline vorzuführen. Trotz gelblich-brauner Färbung und nicht gerade schöner, mitronischer Gesichtsbildung birgt die Frauengebild der Gegenstand des Neides für viele seiner weichen Schwefel sein. Es genießt nämlich als Weib Vorrechte, welche der hübsche Frauencongruß sich nicht getraute auf die Tagesordnung zu setzen. Auf den Carolinen ist die Herrschaft der Mutter oberstes Gesetz. Die Geschlechter sind völlig von einander getrennt. Es gibt Männerhäuptlinge und Frauenhäuptlinge, Männer und Frauen speisen getrennt und üben getrennt ihre religiösen Ceremonien, auch die Festtage der einen müssen den anderen unbekannt bleiben. Die Familie umfaßt die Nachkommenschaft der Frau, die nicht untereinander herathen darf, die Männer gehören zur Familie der Mutter, foboh der Stamm, dessen politisch isolirte Stellung auf den Carolinen noch besteht, durch die Frau erhalten wird.

Der Deutsche schmärmt wieder für Carolinen, diesmal in Gestalt jener Anfin, welche in der Sübsee erworben wurden. Wir sind heute im Stabe, unseren Lesern eine ethnographische Originalität in bildlicher Gestalt einer echten Caroline vorzuführen. Trotz gelblich-brauner Färbung und nicht gerade schöner, mitronischer Gesichtsbildung birgt die Frauengebild der Gegenstand des Neides für viele seiner weichen Schwefel sein. Es genießt nämlich als Weib Vorrechte, welche der hübsche Frauencongruß sich nicht getraute auf die Tagesordnung zu setzen. Auf den Carolinen ist die Herrschaft der Mutter oberstes Gesetz. Die Geschlechter sind völlig von einander getrennt. Es gibt Männerhäuptlinge und Frauenhäuptlinge, Männer und Frauen speisen getrennt und üben getrennt ihre religiösen Ceremonien, auch die Festtage der einen müssen den anderen unbekannt bleiben